

Geschichtswettbewerb 2022/2023

Hinweise zur Wettbewerbsteilnahme und Themenfindung

Themen finden und entwickeln – dazu Infos der Koerber-Stiftung und des Stadtarchivs der Landeshauptstadt Saarbrücken zum Geschichtswettbewerb im Saarland durcharbeiten. Versuchen, eine Fragestellung zu entwickeln.

Sehr viele Themen stehen in der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Der einfachste und beste Weg sich der Zeit anzunähern, ist der Besuch der Dauerausstellung im Historischen Museum Saar.

Dann gilt es das Thema genauer zu formulieren und einzugrenzen unter Berücksichtigung einer Quellenrecherche. Ziel ist es dabei einzuschätzen, ob die Informationen ausreichend sind oder ggf. das Thema mit Blick auf die Quellenlage verändert werden muss.

Quellen finden sich nicht nur im Internet, sondern in Bibliotheken und Archiven. Materialien finden sich etwa auch zu Hause, zum Beispiel bei den Großeltern (zum Beispiel alte Fotoalben). Auch Experten zu befragen lohnt wie auch der Kontakt zu örtlichen Geschichts- und Heimatkundevereinen.

Nach dieser Klärung gilt es die Auswertung zu organisieren, sich in der Gruppe regelmäßig auszutauschen, Aufgaben zu verteilen und Verantwortliche zu benennen. Auf die Auswertung folgt die Gliederung und Umsetzung.

Thema Wohnungsnot/Wohnungsmangel

Seit einigen Jahren gibt es in der Bundesrepublik zu wenig bezahlbare Wohnungen. Vor allem in den Metropolen und Großstädten ist die Not besonders groß. Der Verkauf kommunaler Wohnungen an Kapitalgesellschaften hat dies gefördert, dazu kommen weniger sozialer Wohnungsbau und höhere Baukosten durch zahlreiche Vorschriften zur Vermeidung von Bränden und der Reduktion des Energieverbrauchs. Außerdem wurde die Gemeinnützigkeit von Wohnungsbaugesellschaften in den 1990er Jahren abgeschafft, als im Zuge der Wiedervereinigung der Staat sparen musste.

Wohnungsnot ist kein neues Phänomen. Im Land an der Saar entstand im Zuge der Industrialisierung von Kohle und Stahl ein Mangel an Wohnungen verbunden mit miserablen Wohnverhältnissen. Ursache dafür waren Wanderungsbewegungen aus dem ländlichen Umfeld, aus Eifel, Hunsrück und der Pfalz zu den Gruben und Hütten. Die Wohnungsnot war ein Teil der sozialen Frage des 19. Jahrhunderts. Die Bergmannshäuser der staatlichen preußischen Bergbauverwaltung waren eine Antwort darauf, die bis heute in vielen Städten und Gemeinden im Saarland davon erzählen, aber auch die Ideen der katholischen Soziallehre, Solidarität und Eigenverantwortung zu stärken und Eigenheimsiedlungen zu errichten.

Genossenschaften nahmen sich im ausgehenden 19. Jahrhundert der Wohnungsnot an und nach dem Ersten Weltkrieg engagierte sich der Staat in besonderer Weise durch die Gründung kommunaler Siedlungsgesellschaften.

Hochhäuser und industrialisiertes Bauen gegen die Wohnungsnot am Beispiel von Saarbrücken (Eschberg und Folsterhöhe)



Stadtarchiv Saarbrücken, Vorlass Klaus Winkler.

Saarbrücken litt vor dem Hintergrund der Kriegszerstörungen nach 1945 wie viele andere Städte auch an Wohnungsnot. Diese bestand bis in die 1960er Jahre fort.

Binnen relativ kurzer Zeit konnte im Lauf der 1960er Jahre dann das Wohnungsproblem gelöst werden. Die Bebauung des Eschbergs und der Folsterhöhe wirken im Rückblick wie ein Befreiungsschlag zur Beseitigung dieses Wohnungsmangels. Beeindruckend ist rückblickend die Geschwindigkeit, in der das Problem seinerzeit gelöst wurde. Immerhin suchten 1959 noch 6.000 Saarbrücker Haushalte eine Wohnung. Zwischen 1957 und 1969 nahm der Saarbrücker Wohnungsbestand um 30 Prozent zu und die Lage verbesserte sich.

Eschberg und Folsterhöhe stehen für das sogenannte industrialisierte Bauen und die Idee des Hochhauses. Industrialisiertes Bauen heißt, Bauteile wie Wände, Decken und Fassadenteile in Serie industriell vorzuproduzieren, um preiswerter und schneller bauen zu können.

Die Gemeinnützige Städtische Saarbrücker Siedlungsgesellschaft fungierte als Bauträger für den Eschberg. Hier entstand binnen weniger Jahre auf einer unbebauten Fläche der jüngste Saarbrücker Stadtteil. Der Eschberg entsprach dem Ideal einer Durchmischung von Hochhäusern und Einfamilienhäusern mit eher großzügig geschnittenen Grundstücken mit viel Grün, erschlossen durch ein Ringstraßensystem. Gerade beim Bauvorhaben Eschberg bot die Siedlungsgesellschaft auch sogenannte Kaufanwartschaftshäuser an und förderte damit die Eigentumsbildung. Das bedeutete, nach einer bestimmten Mietzeit konnten Mieter zu Eigentümern werden. Tausende junger Familien fanden hier ein neues Zuhause. Und so ist es eigentlich banal, dass der demografische Wandel ab der Jahrtausendwende auf dem Eschberg so sichtbar wurde und hier eine Überalterung zu beobachten war und ist. Hier wuchsen die geburtenstarken Jahrgänge der 1960er Jahre auf, viele verließen das Saarland, um anderswo einen Arbeitsplatz zu finden, zurück blieben die Eltern. Gerade das Projekt Eschberg zeigt, wie sehr Wohnungsbauförderung in den ersten drei Nachkriegsjahrzehnten Mittelstandspolitik gewesen ist. Denn viele Familien erwarben Wohneigentum, weil der Staat über das Steuersystem diese Investition fürs Leben unterstützte. Wer ein Haus abbezahlte, konnte diese Investition abschreiben und zahlte weniger Lohn- und Einkommenssteuer. Diese Steuerpolitik förderte auch das Entstehen von Neubaugebieten im Umkreis der Städte.

Der Saarbrücker Baudezernent Hans Krajewski hatte Ende der 1950er Jahre die Pariser Banlieues besucht, also die Siedlungen um die Stadt Paris. Seinerzeit entstanden dort Zusammenballungen von Hochhäusern, Wohnraum in den Zentren war extrem knapp und extrem teuer. Paris brauchte Arbeitskräfte, sie konnten aber nicht alle im Zentrum leben.

In Saarbrücken entstanden auf der Folsterhöhe Wohnblöcke, die preiswerten Wohnraum boten und die gezielt die Wohnungsnot sozial schwächerer Haushalte lindern sollten. Beim Bau der Hochhäuser kam das im französischen Forbach-Marienau ansässige Unternehmen Camus-Dietsch zum Zuge. Raymond Camus hatte in den 1920er Jahren die ersten Erfahrungen mit dem Fordismus gesammelt, das heißt mit dem industriellen Produzieren mit Fließbändern. Als Fließbandingenieur hatte er bei dem Autohersteller Citroën

gearbeitet, damals einer der Pioniere des Fließbandes in der europäischen Automobilindustrie.

Nach dem Krieg nutzte Camus diese Erfahrungen für das industrialisierte Bauen und arbeitete unter anderem mit der Fraunhofer-Gesellschaft in Stuttgart und der TU Berlin zusammen. Bis 1966 zählte das Unternehmen Camus-Dietsch 20 Werke in zehn Ländern und konnte auf 80.000 fertiggestellte Wohnungen verweisen. Camus-Dietsch baute in ganz großem Stil auch für die lothringische Grubenverwaltung (HBL). 1962 erhielt das Unternehmen den Auftrag für die Folsterhöhe, gerade zuvor hatte der Kunde HBL Aufträge zurückgezogen und Camus-Dietsch wies die Stadt Saarbrücken auf freie Kapazitäten hin. Mit der Nähe zum Deutsch-Französischen Garten (DFG) bot das neue Wohngebiet viel Grün und Naherholung direkt vor der Haustür, verbunden mit einer wunderbaren Aussicht. Allein mit Bad und WC boten die Wohnungen für damalige Verhältnisse einen großen Komfort, denn 1968 verfügten noch 25 Prozent der Wohnungen im Saarland weder über ein Bad noch über ein WC in der Wohnung. Dazu kam der Komfort einer Zentralheizung, viele Menschen heizten damals noch mit Kohleöfen.



Stadtarchiv Saarbrücken, Vorlass Klaus Winkler.

Heute werden diese Hochhäuser von vielen als unattraktiv bewertet. Bei ihrem Bezug war dies nicht der Fall. Die damalige Attraktivität t erklärt sich aus dem enormen Fortschritt gegenüber dem Altbaubestand in der Bäderkultur und im Heizungssystem. Nicht zuletzt deshalb war das Wohnen auf dem Eschberg und auch auf der Folsterhöhe begehrt. Baden und Duschen in der Wohnung in Bädern mit fließend warmem und kaltem Wasser und dazu das WC in der Wohnung - vorbei die Zeiten mit einem in der Küche aufgestellten Bottich oder einem Nachttopf, um sich nachts den Gang aus der Wohnung auf die Toilette in der Zwischenetage im Treppenhaus zu sparen. Anfang der 1960er Jahre hatten Zweidrittel der Altbauwohnungen noch kein eigenes Bad. Große Freude bereitete den Neumieter auf der Folsterhöhe oder dem Eschberg auch das Vorhandensein von Balkonen und Terrassen.

Doch gerade Hochhäuser fördern Vereinzelung und das Entstehen einer Atmosphäre der Anonymität. Vor allem Hochhaussiedlungen standen und

stehen im Ruf, das Entstehen sozialer Brennpunkte zu fördern. Um die Folsterhöhe entfachte vor einiger Zeit eine kontroverse Diskussion, bei der viele Bewohner ihre Siedlung zu Unrecht einer einseitig negativen Sicht ausgesetzt sahen. Dazu finden sich viele Belege auf YouTube (Saarbrooklyn).

Literatur:

Tilman Harlander, Wohnen und Stadtentwicklung in der Bundesrepublik, in: Ingeborg Flagge (Hg.), Geschichte des Wohnens, Bd. 5, 1945 bis heute. Aufbau, Neubau, Umbau, Stuttgart 1999.

Hans-Christian Herrmann, Die Geschichte einer aktiven Wohnungsbaupolitik, in: 100 Jahre Saarbrücker gemeinnützige Siedlungsgesellschaft, Saarbrücken 2020, S. 6-76.

Hans Krajewski, Schaffenskreise. Architekt und Stadtbaurat in Bremen, Leverkusen und Saarbrücken, Saarbrücken 1991.

Inge Plettenberg, Leben im Stadtteil Eschberg, St. Ingbert 2013.

50 Jahre Eschberg - ein Stadtteil lebt! Redaktion Alexander Hübner, Saarbrücken 2013.

Quellen: Stadtarchiv Saarbrücken, stadtarchiv@saarbruecken.de

Expert*innen:

Inge Plettenberg, frühere Journalistin beim Saarländischen Rundfunk, wohnt seit Jahrzehnten auf dem Eschberg in Saarbrücken.

Weitere Hinweise: Hochhäuser und Hochhaussiedlungen finden sich auch in anderen saarländischen Städten und Gemeinden wie etwa das sogenannte Ford-Hochhaus in Wallerfangen.

Interessant ist auch Dudweiler. Die durch den Bergbau geprägte Stadt im Sulzbachtal veränderte sich in den 1960er und 1970er Jahren durch die Universität. Es entstanden zahlreiche Hochhäuser. Die Dudweiler waren und sind sehr stolz auf ihren Ort, der 1962 Stadt wurde und in den folgenden Jahren immer darum bemüht war, die Einwohnerzahl über 30.000 zu bringen. Gegen den Verlust der Selbständigkeit mit der Gebietsreform 1974 protestierten die Dudweiler wie keine andere Gemeinde im Saarland. Das noch selbständige Dudweiler plante mehrere mehr als zehngeschossige Hochhäuser im Bereich des Dudweiler Marktes, die Genehmigung dafür datiert vom Dezember 1973, wenige Tage später trat die Gebietsreform in Kraft. Die Landeshauptstadt Saarbrücken beendete dieses bereits genehmigte Projekt und entschied sich mit dem Bürgerhaus für eine ganz andere Gestaltung Dudweilers. Hochhäuser scheinen ein Symbol für Stadtfeeling gewesen zu sein, die Hintergründe dieser Planungen, die bisher unbekannt und unerforscht sind, könnten ein spannendes Thema werden.

Genossenschaften und Wohnungsbauvereine im Kampf gegen die Wohnungsnot am Beispiel der Ketteler-Siedlungen im Saarland

Die Maßnahmen zur Linderung der Wohnungsnot sind auch im Saarland durch die katholische Soziallehre¹ geprägt worden, insbesondere nach 1945. Seinerzeit waren über 70 Prozent der Bevölkerung katholisch und der Einfluss der Kirche und insbesondere der örtlichen Pfarrer war sehr groß. Einer Proletarisierung der Gesellschaft sollte entgegengewirkt werden. Proletarisierung bedeutete aus der Perspektive der Kirche ein Leben in prekären Mietverhältnissen auf beengtem Raum, problematisch, wenn Familien auf Untermieter angewiesen waren und in einer Wohnung von 50 Quadratmetern neben sechs Familienmitgliedern noch ein fremder Erwachsener Untermieter war.

Die Entwicklung der Familie und die katholische Erziehung der Kinder galt es zu fördern. Die katholische Kirche votierte mit Blick auf das Ideal einer kinderreichen Familie deshalb für das Eigenheim und die Eigentumsbildung. Dies stärkte die Persönlichkeit, helfe eine Familie zu gründen und Kinder aufzuziehen, ein sittliches und geordnetes Leben zu führen und über die Eigentumsbildung auch ein Stück Sicherheit zu gewinnen.

Im Saarland ist diese Idee mit dem Hühnerfelder Pastor Peter Theis verbunden, der ab 1947 im ganzen Land dafür warb, gemeinsam gegen die Wohnungsnot aktiv zu werden und über das Vereinswesen ein System gegenseitiger Hilfe und Unterstützung zu mobilisieren. Theis ist der Gründer der Ketteler-Vereine im Saarland. Der Name geht auf den Mainzer Bischof Wilhelm Emanuel von Ketteler (1811-1877) zurück, der sich als Katholik der Lösung der sozialen Frage im Zuge der Industrialisierung stellte.

Zwischen 1947 bis 1959 gab es mindestens 58 Ketteler-Vereine im Saarland, die über 2300 Eigenheime mit fast 5.000 Wohnungen errichteten. Die 58 Vereine (Stand 31.10.1952) stehen für 58 Orte im Saarland, in denen Ketteler-Siedlungen entstanden sind. Sie finden sich in vielen Städten und Gemeinden des Saarlandes wie Dudweiler, Lebach, St. Ingbert, Sulzbach, Neunkirchen, Homburg, Saarlouis und Völklingen, meist in Orten mit Bezügen zu Kohle und Stahl.

Diese Häuser wurden überwiegend von den Vereinsmitgliedern in Eigenleistung neben ihrer täglichen Erwerbsarbeit und in ihrem Urlaub über einen Zeitraum von vier bis fünf Jahren errichtet, nur für sehr aufwändige Gewerke wurden

¹ Informiere dich über diesen Begriff und recherchiere nach den Begriffen Solidarität und Subsidiarität.

Handwerker beauftragt. Baumaterialien wurden gemeinsam und damit in größeren Mengen zu günstigeren Preisen eingekauft.

Statistik der Kettelervereine

(Stand vom 31. Oktober 1952)

Anzahl der insgesamt errichteten Häuser

a) begonnen c) Rohbauten e) noch zu beginnende Häuser
b) Kellergeschoß d) fertiggestellt f) Anzahl der Mitglieder

Die in Klammern angegebenen Zahlen sind die Leistungen des Jahres 1952

	a	b	c	d	e	f
1. Altenkessel	5 (5)	1 (1)	2 (0)	4 (0)	3	15
2. Altenwald	5 (5)	12 (12)	4 (4)	18 (14)	2	41
3. Bliesmengen	— (—)	1 (1)	4 (3)	10 (0)	2	17
4. Bliesransbach	— (—)	1 (1)	3 (3)	12 (2)	8	24
5. Bildstock	— (—)	1 (1)	12 (12)	35 (15)	38	86
6. Bübingen	— (—)	1 (1)	0 (0)	0 (0)	11	11
7. Dirmingen	2 (2)	3 (3)	3 (3)	9 (0)	5	22
8. Dudweiler	5 (5)	14 (14)	33 (22)	43 (7)	28	123
9. Ensheim	3 (3)	3 (3)	6 (6)	21 (7)	0	33
10. Fechingen	— (—)	0 (0)	5 (5)	4 (4)	6	15
11. Neufechingen	— (—)	0 (0)	2 (2)	1 (1)	27	30
12. Fischbach	1 (1)	4 (4)	12 (12)	30 (9)	32	79
13. Frankenholtz	— (—)	0 (0)	5 (5)	11 (4)	7	23
14. Freisen	— (—)	4 (4)	3 (3)	1 (1)	4	12
15. Friedrichsthal	2 (2)	2 (2)	0 (0)	20 (5)	11	35
16. Gersweiler	5 (5)	6 (6)	3 (3)	23 (10)	0	37
17. Göttelborn	4 (4)	9 (9)	9 (9)	10 (1)	13	45
18. Hassel	— (—)	1 (1)	3 (3)	4 (2)	10	18
19. Heiligenwald	— (—)	1 (1)	13 (13)	14 (3)	12	40
20. Homburg-Stadt	10 (10)	3 (3)	7 (7)	17 (0)	1	38
21. Homburg-Erbach	1 (1)	0 (0)	11 (11)	49 (10)	6	67
22. Hühnerfeld	5 (5)	7 (7)	9 (9)	62 (21)	14	97
23. Hülsweller	2 (2)	1 (1)	4 (4)	2 (2)	10	19
24. Jllingen	— (—)	0 (0)	5 (10)	20 (13)	32	57
25. Kirkel	— (—)	2 (2)	0 (0)	8 (3)	0	10
26. Klarenthal	5 (5)	2 (2)	4 (4)	15 (8)	1	27
27. Kleinblittersdorf	2 (2)	4 (4)	0 (0)	4 (4)	13	23
28. Köllerbach	3 (3)	2 (2)	7 (7)	29 (8)	8	49
29. Landsweiler I.	— (—)	— (—)	3 (3)	23 (9)	0	26
30. Landsweiler II.	— (—)	1 (1)	0 (0)	0 (0)	22	23
31. Lebach I.	2 (2)	0 (0)	11 (11)	41 (0)	3	57
32. Lebach II.	— (—)	6 (6)	6 (6)	0 (0)	30	42
33. Ludweiler/Warndt	2 (2)	0 (0)	3 (3)	10 (4)	4	19
34. Marpingen	1 (1)	4 (4)	10 (10)	25 (0)	27	67
35. Neunkirchen-Stadt	2 (2)	0 (0)	9 (9)	14 (11)	41	66
36. Nk.-Wellesweiler	1 (1)	1 (1)	4 (4)	4 (4)	14	24
37. Püttlingen	0 (0)	2 (2)	4 (4)	21 (4)	21	48
38. Quierschied	0 (0)	0 (0)	8 (6)	11 (6)	18	37
39. Rentrish	1 (1)	0 (0)	1 (1)	8 (8)	19	29
40. Riegelsberg	0 (0)	4 (4)	7 (7)	13 (4)	8	32
41. Sbr.-Christkönig	1 (1)	1 (1)	0 (0)	0 (0)	12	14
42. Sbr.-Jägersfreude	0 (0)	0 (0)	5 (5)	20 (5)	5	30
43. Sbr.-Malstatt	0 (0)	0 (0)	11 (8)	3 (3)	15	29
44. Sbr.-Rußhütte	6 (6)	2 (2)	4 (4)	6 (0)	6	24
45. Saarl.-Fraulautern	0 (0)	0 (0)	0 (0)	13 (7)	13	26
46. Saarl.-Roden	0 (0)	6 (6)	0 (0)	6 (6)	4	16
47. Scheid	0 (0)	0 (0)	6 (6)	2 (0)	42	50
48. Spiesen	0 (0)	0 (0)	0 (0)	5 (2)	0	5
49. St. Ingbert	0 (0)	4 (4)	23 (23)	75 (31)	14	116
50. Sulzbach	0 (0)	0 (0)	0 (0)	17 (9)	13	30
51. Vökl.-Fenne	2 (2)	0 (0)	2 (2)	7 (2)	2	13
52. Vökl.-Fürstenhausen	2 (2)	0 (0)	2 (2)	16 (17)	2	22
53. Vökl.-Geislautern I.	0 (0)	0 (0)	0 (0)	28 (6)	0	28
54. Vökl.-Geislautern II.	0 (0)	1 (1)	4 (4)	0 (0)	0	5
55. Vökl.-Heidstock	1 (1)	0 (0)	5 (5)	11 (2)	0	17
56. Vökl.-Wehrden	0 (0)	0 (0)	5 (5)	14 (0)	0	19
57. Urweiler	6 (6)	4 (4)	7 (7)	1 (1)	10	28
58. Wemmetsweiler	4 (4)	4 (4)	2 (2)	6 (6)	7	23

Zur Qualitätssicherung wurde darauf geachtet, dass die Mitglieder nie an ihrem eigenen Haus arbeiteten, oder gar nicht wussten, wer Eigentümer des Hauses werden würde, an dem sie gerade bauten. Teilweise erfolgte erst nach Fertigstellung der Häuser eine Zuweisung nach Losverfahren.

Das aufzubringende Eigenkapital blieb gering und beschränkte sich vor allem auf das Baumaterial.

Eigeninitiative und Gemeinschaftsarbeit prägten dieses Modell, das auch durch den Arbeitskräftemangel in der Bauwirtschaft indirekt gefördert wurde. Das Saarland jener Zeit war ein Land mit Bergarbeitern (über 60.000) und Hüttenarbeitern (30.000), die körperliche Arbeit gewohnt waren und häufig auch über eine Ausbildung als Schlosser oder Elektriker verfügten.

Eigenleistung war auch bei den geförderten Eigenheimen der Bergleute angesagt, die sich über Bergmannsbauvereine und Bauinteressengemeinschaften organisierten und sich gegenseitig am Bau halfen. Dieser vor allem mit Bergbau verbundene Zusammenhalt ist bis heute prägend für die Mentalität der Saarländer.



Literatur:

Dr. Spang, Die Ketteler-Vereine des Saarlandes. Das Werk von Pastor Peter Theis, Saarbrücken 1953.

**Quellen: Stadtarchive der entsprechenden Städte und Gemeinden, in denen Ketteler-Siedlungen errichtet wurden.
Heimat- und Geschichtsvereine vor Ort.**

Thema Bergmannshäuser und Siedlungen der Eisen- und Stahlindustrie

Prägend für viele saarländische Städte und Gemeinden sind die Siedlungen der Bergleute und Hüttenarbeiter, die im 19. und frühen 20. Jahrhundert erbaut wurden.

Das Land an der Saar entwickelte sich im Lauf des 19. Jahrhunderts zu einem Montanrevier mit vielen Kohlengruben und Hütten. Die Arbeitskräfte wanderten aus weiter entfernten ländlichen Regionen wie dem Hunsrück, der Eifel und der Pfalz zu den Gruben und Hütten, aber auch aus dem Saargebiet. Die Bevölkerung in den Industrieorten wuchs sprunghaft an. Die Nachfrage nach Wohnungen konnte nicht gedeckt werden. Ein massives Wohnungsproblem war mit der Industrialisierung verbunden.

Ab 1840 musste die preußische Bergbauverwaltung Arbeitskräfte aus dem weiteren Umland anwerben wie etwa aus dem Hochwald. Diese Anwerbung verschärfte den Wohnungsmarkt, die Schlafhäuser waren eine Lösung für die Unterbringung der Bergleute. Ihre Zahl war von 2.489 im Jahr 1840 auf 28.928 im Jahr 1870 und ab 1910 auf über 50.000 gestiegen.

So waren etwa 1866 gut 25 Prozent der Bergleute in Schlafhäusern untergebracht, 1910 immerhin noch 19 Prozent. Sonnabends gingen diese Bergleute dann nach Hause, viele von ihnen zu Fuß über weite Strecken bis in den Hochwald, deshalb auch die Bezeichnung „Hartfüßler“. Andere wohnten in der Nähe der Bergwerke als Einlieger. Die Kirchen sahen diese Verhältnisse mit Sorge vor sittlicher Verwahrlosung.

Im Zuge dieses Wohnungsmangels hatte der staatliche preußische Steinkohlenbergbau (Bergfiskus) Schlafhäuser errichtet. Bis zu etwas über 5.000 Bergleute wohnten zwischen 1850 bis 1920 unter diesen kasernenartigen Wohnbedingungen in unmittelbarer Nähe der Gruben, am Wochenende gingen sie zu ihrer Familie ins Heimatdorf, noch 1925 waren es 4.305, 1945 dann nur noch 372. Dies belastete die Menschen nicht nur körperlich, sondern gefährdete den Zusammenhalt ihrer Familien und erschwerte es jungen Männern, eine eigene Familie zu gründen. Zudem entstanden zwischen den nicht sesshaften Arbeitern vor Ort und der ortsansässigen Bevölkerung gesellschaftliche Spannungen.

Dies bildete den Hintergrund für den Wohnungsbau von Bergverwaltung und Hüttenwerken, wobei auch politisch-strategische Gesichtspunkte hinzukamen. Der Bergfiskus beziehungsweise die staatliche Bergbauverwaltung förderte den Bau von kleinen Bergmannshäusern, die über ein Prämien- und Darlehenssystem die Bergleute zu Eigenheimbesitzern machten. Zwischen 1842 und 1912 entstanden immerhin ca. 8000 der sogenannten „Prämienhäuser“. Auch die

Hüttenwerke folgten dieser Linie und unterstützten den Eigenheimerwerb. Wie der Bergfiskus wollten sie so qualifizierte Arbeitskräfte an das Unternehmen binden, sie aber auch politisch kontrollieren. Insbesondere in Neunkirchen honorierte Karl Ferdinand von Stumm Unterordnung und Leistungsbereitschaft seiner Hüttenleute mit der Möglichkeit des Hauserwerbs, so wohnten bereits vor Beginn des Ersten Weltkrieges 39 Prozent der Arbeiter der Neunkircher Eisenwerke im Eigenheim. Und auch Hermann Röchling ging in den 1930er Jahren diesen Weg in Völklingen.

Diese Entwicklung erklärt den geringen Anteil von größeren Mietwohnungskomplexen an der Saar und die hohe saarländische Eigenheimdichte.

Die Wohnverhältnisse in den Prämienhäusern waren aber alles andere als ideal, für heutige Maßstäbe unvorstellbar schlecht. So ist für das Jahr 1910 von 16 bis 24 Personen auszugehen, die in einem kleinen Bergmannshaus wohnten. Um Tilgung und Zins zu leisten, vermieteten die Bergleute an Kollegen als Einlieger. Der finanzielle Druck war erheblich und er sollte auch politisch die Bergleute klein halten und ans Unternehmen binden.

Spätestens ab den frühen 1970er Jahren veränderte sich das Gesicht der Siedlungen, weil die Hauseigentümer nach Erweiterung und Modernisierung strebten und dabei ihre individualistischen Vorstellungen umsetzten. Da wurde aufgestockt, vorgebaut oder mit Eternitplatten verkleidet, die heute bei ihrer Entfernung als Sondermüll entsorgt werden müssen. Moderne Fenster und Haustüren wurden eingesetzt. Diese Entwicklung veränderte das Bild vieler saarländischer Gemeinden zu ihrem Nachteil. Vieles wurde dabei in Eigenleistung umgesetzt und das erklärt auch die höchste Baumarktdichte im Saarland. 1986 wurde dann vom Landesdenkmalamt für eine sachgerechte Sanierung geworben und diese über Wettbewerbe gefördert.

Literatur:

Karl Kirsch, Rudolf Birtel, Saarländische Arbeiterhausfibel, hg. vom Staatlichen Konservatoramt des Saarlandes im Rahmen des Wettbewerbs „Saarländische Arbeiterhäuser – Zeugnisse unserer Industriekultur“, Saarbrücken 1986.

Thomas Fläschner, Bergmannspfad. Die Arbeitswege der Bergleute im Saarrevier, St. Ingbert 2022.

Experten: Landesdenkmalamt des Saarlandes.

Siedlungsgesellschaften und sozialer Wohnungsbau im Kampf gegen die Wohnungsnot

Das Wohnungsproblem wurde im Kaiserreich bereits intensiv diskutiert, damit verbunden waren beispielsweise die Lebensreformbewegung zur Jahrhundertwende, die Idee der Gartenstadt und eine allgemeine Zivilisationskritik an den Großstädten. Ungefähr 100.000 Wohnungen entstanden im Kaiserreich zwischen 1889 bis 1914 durch Baugenossenschaften. Gleichwohl blieben die Wohnverhältnisse für die Mehrheit der Unterschicht wie auch für die untere Mittelschicht miserabel. Maßgeblich für die Entwicklung der Wohnungsbaugenossenschaften war das 1889 eingeführte neue Genossenschaftsgesetz, das die beschränkte Haftung einführte. Begüterte Förderer mussten nicht mehr befürchten, mit ihrem gesamten Vermögen haften zu müssen. Daraufhin stieg die Zahl der Baugenossenschaften im Deutschen Reich von 38 im Jahr 1889 auf 1402 im Jahr 1914.

Die Weimarer Republik verankerte mit Artikel 155 die Wohnungspolitik als Teil der Sozialpolitik in der Verfassung. Sie zentralisierte die Zuständigkeit und verabschiedete zwischen 1920 und 1923 Gesetze zum Mietrecht und Kündigungsschutz, hier ist vor allem das Reichsmietengesetz von 1923 zu nennen. Damit wurde die Friedensmiete mit dem Stand zum 1. Juni 1914 als Grundlage genommen mit entsprechen Zuschlägen für Zinsen, Betriebskosten und Investitionen für die Instandhaltung. Die unter den Kriegsbedingungen im Kaiserreich begonnene Wohnungszwangswirtschaft wurde weitergeführt.

Auch im von Deutschland 1920 abgetrennten Saargebiet wurde der Wohnungsbau zu einer Aufgabe der staatlichen Sozialpolitik.

Der Gesellschaftervertrag der Saarbrücker Siedlungsgesellschaft steht für die neue Zeit der 1920er Jahre. Auch 1919 war der Wohnungsmarkt extrem angespannt. Der Erste Weltkrieg hatte die Situation weiter verschärft. Wegen des Krieges waren 1,5 Millionen Wohnungen im Deutschen Reich nicht gebaut worden. Auch in Saarbrücken war die Bautätigkeit völlig zum Erliegen gekommen, lag doch das Saargebiet im Einzugsbereich der Festung Metz und nah zum dann französisch besetzten Gebiet. Dementsprechend steuerte die Bauwirtschaft in eine Krise. Mit Kriegsende strömten viele Deutsche aus den Reichslanden Elsass-Lothringen nach Saarbrücken und suchten eine Wohnung ebenso wie viele frisch vermählte Paare. Nach Kriegsende wurden viele Eheschließungen nachgeholt. Gegenüber 1914 stiegen die Trauungen um 300

Prozent. Besonders drastisch wuchs die Nachfrage vor allem nach kleinen Wohnungen.

Die deutschen beziehungsweise saarländischen Stellen im Saargebiet orientierten sich an Weimar, auch die französisch bestimmte Regierungskommission hielt an der Wohnraumbewirtschaftung fest, die natürlich von Großbürgern und Bauwirtschaft als Zwangsmaßnahme gewertet wurde. Die Gründung der Saarbrücker Siedlungsgesellschaft 1919 bildete sozialpolitisch einen Meilenstein und steht für den Durchbruch der gemeinnützigen Wohnungswirtschaft nach dem Ersten Weltkrieg. Sie markiert die wichtigste Maßnahme zur Linderung der Wohnungsnot in Saarbrücken. Auch in anderen Städten des Saargebietes gründeten die Kommunen Siedlungsgesellschaften - so in Dudweiler (1925), Neunkirchen (1926), Ludweiler (1928) und Saarlouis (1929). An dieser Stelle soll an die schon genannten Wohnungsbaugenossenschaften erinnert werden, als älteste an der Saar gilt die am 25. März 1898 gegründete Eisenbahn-Baugenossenschaft.

Zwischen 1921 bis 1925 stellte die Saarbrücker Siedlungsgesellschaft 44 Häuser mit 287 Wohnungen fertig. Dazu waren mit Hilfe der Stadt Grundstücke in der Tautenzienstraße, der damaligen Dennewitz-, heute Wilhelm-Schorr-Straße, der Bülowstraße und dem heutigen Josef-Wagner-Platz erworben worden, ferner Grundstücke an der Ecke Julius-Kiefer-Straße/Rubensstraße. Im Jahr 1925 folgten vier Mehrfamilienhäuser mit 58 Wohnungen. In den Jahren 1926 bis 1928 errichtete die Siedlungsgesellschaft neun Mehrfamilienhäuser mit 83 Wohnungen und nochmals 58 Häuser mit 346 Wohnungen.

Bis 1931 sollte die Saarbrücker Siedlungsgesellschaft allein 2.295 neue Wohnungen bauen. Gerade in den Arbeiterstadtteilen Burbach und Malstatt verbesserten sich die Wohnverhältnisse dank der Siedlungsgesellschaft. Für viele war es ein Quantensprung: Moderne Wohnungen mit elektrischem Licht, ausreichender Belüftung und begrünter Umgebung, mit fließendem Wasser in der Wohnung, teilweise mit Bad und WC in der Wohnung. Vermietet wurde nicht an sogenannte „Minderbemittelte“ wie es bei der Gründung der Siedlungsgesellschaft eigentlich vorgesehen war, sondern vor allem an die untere Mittelschicht. Das entlastete aber den Wohnungsmarkt und kam den Schwächsten zugute. Das neue Wohnen schenkte den Arbeitern und Kleinbürgern ein neues Lebensgefühl, eine Privatheit. Die Wohnung wurde allmählich für breite Bevölkerungsschichten zu einem Rückzugs- und Erholungsort von der Arbeit. Neuer moderner Wohnraum entstand mit 79 Einfamilienhäusern ab 1930 in Burbach, hier sind die Bauten im Füllengarten,

der Elbe- und Neckarstraße zu nennen. Im Jahr 1934 startete die Siedlungsgesellschaft ihr bis dato größtes Projekt, der Bau von 118 Häusern mit 236 Wohnungen sowie einem Lebensmittelladen, 1936 war die Maßnahme abgeschlossen. Die Stadt hatte dazu ein Gelände von über 50.000 Quadratmetern erworben. Der Burbacher Füllengarten entsprach der Idee der Stadtrandsiedlung. Es waren Kleinsthäuser mit einem Garten, der landwirtschaftlich zur Selbstversorgung mit Lebensmitteln genutzt werden konnte.

Am Homburg entstand in den 1920er Jahren ein neuer Stadtteil, etwa ab 1922 mit den Straßen Am Homburg und Bunsenstraße sowie ab 1926 in der Daimlerstraße, Dieselstraße, Semperstraße und im Sauerbrod. Viele dieser Häuser verfügten über einen Garten zur Straße und nach hinten. Bauträger war hier die Eisenbahn-Baugenossenschaft.

Großbürgerlich entwickelte sich dagegen der Rotenbühl. Ab 1922 sowie vor allem zwischen 1927 und 1929 wurde in der Scheidter Straße rege gebaut, zwischen 1923 und 1927 in der August-Klein-Straße und in der Gustav-Bruch-Straße. Weitere neue Häuser entstanden ab 1927/28 im Neugrabenweg, in der Neffstraße, dem Rotenbühlerweg und der Schwarzenbergstraße.

Trotzdem bestand nach wie vor eine angespannte Wohnungssituation. Ende der 1920er Jahre verfügten 23000 Wohnungen in Saarbrücken nur über ein oder zwei Zimmer, 4.300 boten nur ein Zimmer mit Küche. Viele Menschen lebten, wie Gabriele Clemens feststellt, in „stickigen Mansarden“. Nur 20 Prozent der Wohnungen verfügten über ein eigenes Bad, nur 10 Prozent über eine Zentralheizung.

Die Zäsur der Zwanziger Jahre äußert sich auch im Baustil. Ein neues Bauen, orientiert an Purismus und Funktionalismus, die sogenannte neue Sachlichkeit. Das ist der Zeitgeist, der mit dem überladenden Pomp, Glanz und Gloria des Kaiserreiches bricht. Der große Name des „Bauhauses“ steht für einen besonders prominenten Teil dieser Entwicklung. Damit auch verbunden die Anfänge des industrialisierten Bauens.

Saarbrücken blieb aber weitgehend von Mietskasernen wie in anderen Städten des Deutschen Reichs verschont.



Foto: Siedlung Hohe Wacht in Alt-Saarbrücken, Stadtarchiv Saarbrücken, Geschäftsfeld Öffentlichkeitsarbeit.



Foto: Siedlungen in der Tauentzienstraße in Saarbrücken-Malstatt, Stadtarchiv Saarbrücken, Geschäftsfeld Öffentlichkeitsarbeit.

Die Siedlung Von der Heydt im Burbachtal

Die ältesten Reste einer Bergbeamtensiedlung im Saarrevier – ein Stück saarländische Geschichte



Beamtenwohnhaus Von der Heydt, erbaut um 1890, Zustand 2018, Foto: Ruth Bauer, Stadtarchiv Saarbrücken.

Die Grube Von der Heydt, eigenständig betrieben von 1850 bis 1932, wurde benannt nach dem Bankier und preußischen Handels- und Finanzminister August Freiherr von der Heydt (1801-1874). Sie zählte zu den innovativsten ihrer Zeit.

Die Grube bot sehr vielen Menschen Arbeit, so dass die wenigsten Bergleute, die hier einfuhren, aus der unmittelbaren Umgebung stammten. Ihre Wege zur Arbeit betrug oft 30 Kilometer und mehr, Strecken, die zu Fuß kaum zwei Mal am Tag zu bewältigen waren. Zudem kamen zahlreiche junge, meist unverheiratete Männer – man nannte sie Ranzenmänner, Hartfüßler oder Saargänger – selbst aus dem Hochwald oder der Pfalz nach Von der Heydt.

Im Jahr 1855 errichtete der Bergfiskus daher zunächst **zwei recht schlichte, provisorische Schlafschuppen für 400 von insgesamt 1.583 Bergleuten**. Hier konnten sie die Woche über auf Strohsäcken schlafen. Da dies bei Weitem nicht ausreichte und der Bergfiskus zu großes soziales Elend vermeiden wollte, unterstützte dieser ab 1856 in der Nähe der Grube den **Bau der Bergmannskolonie Pflugscheid mit kleinen sogenannten Prämienhäusern**. Der

Saarbrücker **Bergamtsdirektor Leopold Sello** hatte ein Fördersystem entwickelt, **dass es verheirateten saarländischen Bergleuten ermöglichen sollte, in unmittelbarer Nähe zu ihrem Arbeitsplatz ein kleines Häuschen zu errichten, um dort mit der gesamten Familie wohnen zu können. Für den Bau ihres Hauses erhielten sie ein zinsgünstiges Darlehen, eine Prämie. Diese Prämienhäuser, wie sie genannt wurden, waren recht klein und sehr bescheiden in ihrer Ausstattung. Sie prägen teilweise bis heute einzelne Straßenzüge in saarländischen Bergbauorten.**

Mit dem Bau **einer sehr repräsentativen Bergbeamtensiedlung für die Grube Von der Heydt** begann der Bergfiskus im Jahr 1870. Bis 1905 entstand am Osthang des Burbachtales in zwei Bauabschnitten eine **Siedlung für 55 Beamte und ihre Familien mit unterschiedlichen Haustypen**, die durch ihre Größe und Gestaltung die **strenge Hierarchie** der Grubenbeamten widerspiegelten und die wesentlich komfortabler waren als die kleinen Prämienhäuser der einfachen Bergleute:

- Die Villa mit Parkanlage für den Direktor
- Zweigeschossige Sandsteinbauten für jeweils zwei Familien der Obersteiger
- Häuser für zwei bis sechs Familien für Beamte der mittleren und unteren Laufbahn
- Eingeschossige Ziegelhäuser aus rotem Ziegelstein für einfache Beamte, die sich in ihrer Ausstattung und Größe deutlich von den sonst üblichen Prämienhäusern der Bergmannskolonien abhoben.

Zu jedem der Häuser gehörten ein eigenes Gartengrundstück und ein Wirtschaftsgebäude, die den Anbau von Gemüse und das Halten von Nutztieren ermöglichte.

1868 erfolgte die Gründung eines Konsumvereins, der den Bergleuten ein preiswerteres Einkaufen ermöglichte. 1874 erhielt die Siedlung ein eigenes Schulhaus und 1906 eine eigene Badeanstalt.



Schlafhaus I der Siedlung Von der Heydt, Foto: Ruth Bauer, Stadtarchiv Saarbrücken.

Für die **einfachen Bergleute wurden insgesamt drei große Schlafhäuser** errichtet. Das erste Schlafhaus entstand in den Jahren 1873 bis 1876 und bot 250 Bergleuten Platz. Es galt als das **Vorzeigeschlafhaus** des preußischen Staates und wurde entsprechend aufwendig und repräsentativ ausgestattet. 250.000 Mark – ein enorm hoher Betrag – ließ man sich den Bau kosten. Das langgestreckte zweigeschossige und zweiflügelige Gebäude erhielt eine architektonisch aufwendig gestaltete Fassade. Ein Mittelrisalit mit Dreiecksgiebel gliedert die Schauseite. Lisenen, Bogenfriese, Gesimse und Akroterien schmücken seine Fassade. In jedem der rund 30 Schlafsäle befanden sich acht Betten. In dem Seitenflügel waren die Waschräume, Einzeltoiletten, Koch-, Ess- und Leseräume untergebracht sowie das Casino für die Beamten. Hier befanden sich ein Lese- und ein Billardzimmer, eine überdachte Kegelbahn und ein Musikpavillon für Sonntagskonzerte. Am rückwärtigen Hang wurde ein Bierkeller eingerichtet, dessen Eingang als Stollenmundloch gestaltet wurde. Den einfachen Bergleuten war der Zutritt zu diesen Vergnügungen allerdings verwehrt. Für sie herrschten kasernenähnliche Zustände, denn sie hatten sich einer sehr rigiden Hausordnung unterzuordnen: Jeder Schlafhausbewohner erhielt neben einem Bett ein Handtuch, einen Schrank und einen Schemel zugewiesen. Um 22.00 Uhr ging das Licht aus und „Frauenspersonen“ war der Zutritt verwehrt. Allerdings wurden die Bergleute abwechslungsreich und kostengünstig gepflegt.

1886 bis 1890 folgte das zweite Schlafhaus. Es war bei weitem nicht so repräsentativ und bot 288 Bergleuten einen Schlafplatz. **1905 lebten insgesamt 595 Menschen in der Siedlung.**

Mit dem Ausbau des öffentlichen Nahverkehrs nahm das Wohnen in den Schlafhäusern ab, so dass das dritte Schlafhaus unmittelbar nach seiner Fertigstellung wie die anderen beiden zu Wohnungen umgebaut wurde. 1907 fuhr die erste elektrische Straßenbahn von St. Johann über Riegelsberg bis Heusweiler. Die Haltestelle „Heinrichshaus“ lag nur rund 800 Meter von der Grube Von der Heydt entfernt. Eine Monatskarte kostete 3 Mark – einen Schichtlohn – so dass die meisten Bergleute jetzt mit ihr zur Arbeit fuhren. Nach der Stilllegung der Grube 1932 wurde das Beamtenkasino bis in die Mitte der 1980er Jahre als Ausflugslokal mit Biergarten betrieben.

Die Schlafhäuser dienten nach der „Machtergreifung“ Hitlers 1933 zunächst Flüchtlingen aus dem Deutschen Reich als Unterkunft. 1935 wurde in ihren Räumen eine Kaderschule eingerichtet. Während des Zweiten Weltkrieges brachte man hier Ostarbeiter unter, die in den umliegenden Gruben arbeiten mussten. In den 1980er Jahren lebten hier Aussiedler aus Osteuropa. Aktuell nutzen das saarländische Landesamt für Kataster-, Vermessungs- und Kartenwesen und der SaarForst die erhaltenen Reste der Schlafhäuser.

Als 1968 die Pläne der Saarbergwerke zur Erweiterung der Siedlung scheiterten, da zum einen Bergschäden befürchtet wurden, zum anderen das Gebiet klimatisch ungünstig liegt und auch die Stadt Saarbrücken den Ankauf der Siedlung verweigerte, ließ man im Verlauf der 1970er Jahre einen großen Teil der Häuser zur westlichen Talseite hin abreißen. Man hätte die Siedlung gerne ganz aufgegeben, stieß jedoch auf den Widerstand der übrig gebliebenen Bewohner. 1970 lebten hier noch 288 Menschen, 1988 waren es noch 100, aktuell sind 66 Bewohner in Von der Heydt gemeldet. Im Zuge der Aufrechterhaltung der Siedlung wurden die übrig gebliebenen Gebäude 1985 als authentisches Ensemble einer Bergbausiedlung unter Denkmalschutz gestellt.

In Von der Heydt haben sich so die ältesten Reste einer Bergbeamtensiedlung im Saarrevier erhalten.

Literatur:

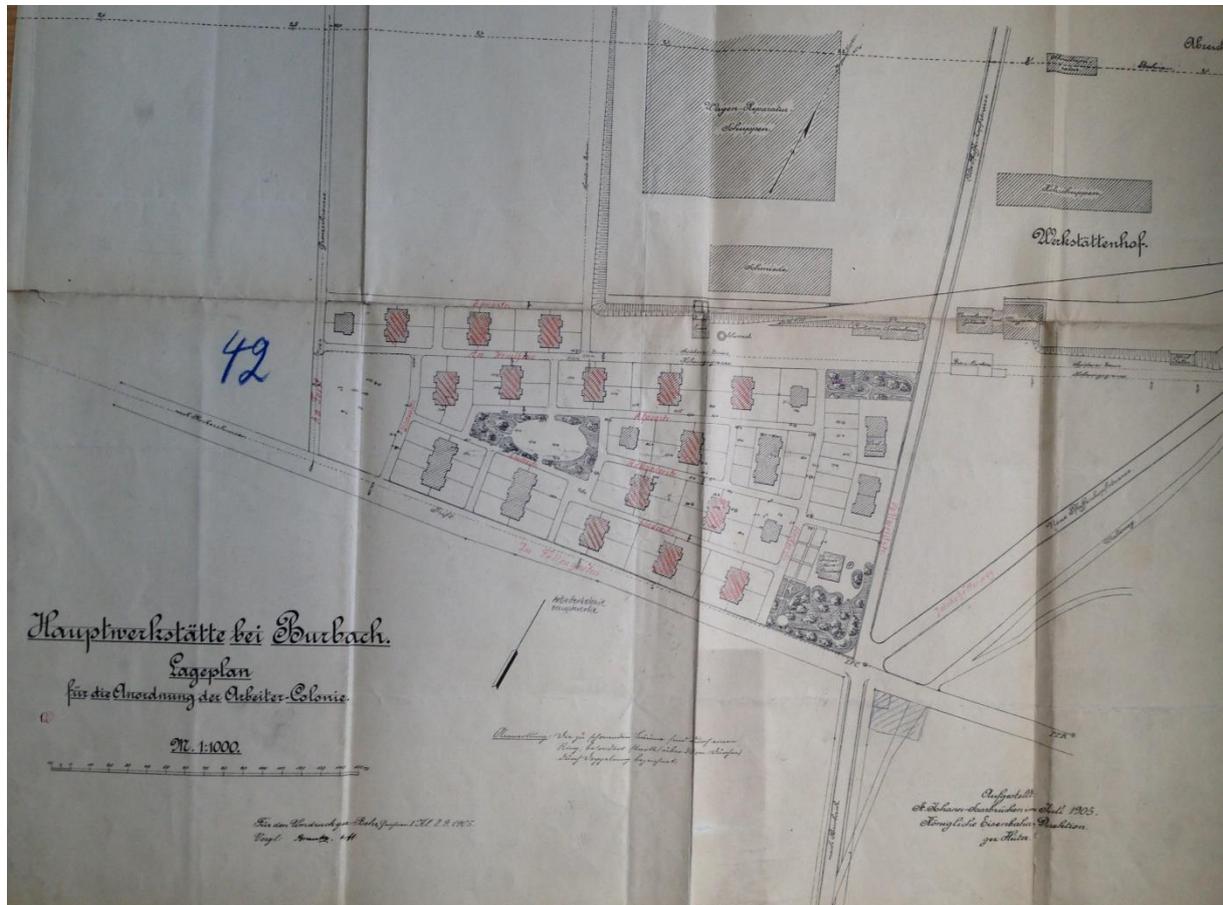
Ruth Bauer, Burbach und der Bergbau. Die Grube von der Heydt und ihre Geschichte, in: Hans-Christian Herrmann und Ruth Bauer, Burbacher Gold. Kohle, Stahl und Eisenbahn. Ein Stück Saarbrücker Stadtgeschichte, Marpingen 2019, S. 28-41.

Hans Jürgen Serwe, Die Grubeninspektion III, Von der Heydt, im Direktionsbezirk Saarbrücken. Industrie- Siedlungs- und Sozialgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, in: Saarbrücker Hefte 51 (1980).

Gerhild Krebs, Siedlung der Grube Von der Heydt, Memotransfront – Stätten grenzüberschreitender Erinnerung: www.memotransfront.uni-saarland.de/siedlung_vonderheydt.shtml.

Experte: Delf Slotta, Ministerium für Bildung, Saarbrücken.

Die Kolonie der Eisenbahn-Hauptwerkstätte in Burbach - ein Hauch von Gartendorfidyll im Industrierevier



Entwurfsplan der Wohnsiedlung des Ausbesserungswerkes Burbach, Hausakte, Stadtarchiv Saarbrücken.

Neben der Burbacher Hütte sollte die Anlage des **Ausbesserungswerkes der Bahn** das städtebauliche Bild Burbachs nachhaltig prägen. Durch den Boom der Eisenbahn reichten die Kapazitäten des bisher am Saarbrücker (St. Johanner) Hauptbahnhof gelegenen Eisenbahnausbesserungswerkes um die Jahrhundertwende nicht mehr aus.

Da eine Wagenwerkstätte sehr viel Platz beanspruchte, beschloss die Eisenbahndirektion, die neuen Anlagen aus der Innenstadt zu verlagern und erwarb 1904 von der Forstverwaltung ein **rund 30 Hektar großes Waldgelände an der alten Pfaffenkopfstraße in Burbach**. Die Waldfläche wurde komplett abgeholzt. 1905 konnte mit den eigentlichen Bauarbeiten begonnen werden, im Oktober 1906 ging das Werk in Betrieb. Eine imposante Ausbesserungshalle

mit einer Gesamtfläche von 22.000 Quadratmetern, eine Schmiede mit 1.700 Quadratmetern, ferner ein Kesselhaus, eine Abkocherei sowie einige Nebengebäude entstanden auf dem Gelände.

Das Verwaltungsgebäude, ein Lagerhaus sowie die Kantine und das Pförtnerhaus bildeten die südliche Grenze. Vom Bahnhof Von der Heydt aus führte ein zwei Kilometer langes Anschlussgleis bis zur Gleisharfe, über die die Verteilung der Wagen zu den jeweiligen Reparaturstandorten erfolgte.

Wie die Hütte sah sich auch die Königliche Eisenbahndirektion in der Pflicht, Werkswohnungen für ihre Arbeiter zu errichten, zumal das Werk nicht nur hunderte von Arbeitskräften benötigte, sondern zugleich recht abseits vom Ortszentrum lag. Zudem wollte man die Arbeiter ebenfalls durch modernen Wohnraum an sich binden. Die von dem verantwortlichen Bahnarchitekten Hüter direkt an das Werksgelände angrenzend geplante Siedlung lässt erkennen, dass auch hier **aktuelle Reformansätze zur Gestaltung von Arbeitersiedlungen und Ideen der deutschen Gartenstadtbewegung** aufgegriffen wurden, dörfliche Strukturen als Vorbild dienten.



Wohnhäuser der „Kolonie“ des Ausbesserungswerkes Burbach heute, Foto: Michael Jurich, Stadtarchiv Saarbrücken.

Die Siedlung sollte das Werksgelände auf drei Seiten im Süden, Westen und Norden umklammern. Der südliche, zur Stadt gelegene Teil, der von der Hauptzugangsstraße durchschnitten wurde, wurde als erster in Angriff genommen. Er überzeugt durch die auf dem trapezförmigen Gelände versetzt in fünf Reihen angeordneten kleinen freistehenden, gegenständig aneinandergebauten Vierfachhäuser, die von kleinen Gärten umschlossen werden. Dieser **vierteilige Haustyp wurde erstmals auf der Weltausstellung 1867** präsentiert und sorgte für großes Aufsehen. Dieses sogenannte

Kreuzgrundriss-Haus hatte Emile Muller für die Cité Ouvrière in Mulhouse im Elsass entworfen. **Es besticht wegen seiner rentablen Vereinigung von vier Wohnungen unter einem Dach bei gleichzeitig größtmöglicher Isolierung der hier wohnenden Familien. Jede Familie besaß so ihren eigenen Eingang und ein kleines Gartengrundstück mit Stall.**

Die Häuser stehen zudem in der Flucht versetzt und lassen den Blick frei, was die Siedlung auflockert und eine gewachsene Struktur suggeriert. An der westlichen Spitze liegt ein parkähnlich gestalteter kleiner Platz - eine „Dorfmitte“. Auch die an der Vollweidstraße gelegenen Eckgrundstücke erhielten gestaltete Grünflächen.

Als östlicher Abschluss zur Vollweidstraße entstanden Dienstwohnungen für Vorstände, Ingenieure und Werkmeister.

So entstand ein kleines Gartendorf, eine von den Burbachern bis heute liebevoll als „Kolonie“ bezeichnete vorbildliche Wohnanlage, in der man gerne wohnte und bis heute wohnt.

Literatur:

Ruth Bauer, Burbachs städtebauliche Entwicklung bis 1945, in: Hans-Christian Herrmann und Ruth Bauer, Burbacher Gold. Kohle, Stahl und Eisenbahn. Ein Stück Saarbrücker Stadtgeschichte, Marpingen 2019, S.117-119.

75 Jahre Bundesbahnausbesserungswerk Saarbrücken-Burbach. 1906-1981, S. 21, ausführlich zur Geschichte des Werkes: 50 Jahre Eisenbahnausbesserungswerk Saarbrücken-Burbach, Saarbrücken 1956.

Fotomaterial zur Geschichte: Stadtarchiv.

Thema Bauwerke sind Denkmäler, Zeugnisse der Geschichte und Identitätsstifter

Bauwerke sind zu einer bestimmten Zeit entstanden, vor allem öffentliche Bauwerke sind Zeugnisse ihrer Zeit und erzählen uns etwas über das Denken und Fühlen, über Ideen und Werte, über das Selbstverständnis und damit über die Identität ihrer Zeit.

Dazu ändert sich im Lauf der Jahrhunderte und Jahrzehnte die Wahrnehmung von Bauwerken durch die jeweiligen Zeitgenossen. Man sagt dazu auch Rezeption. Insbesondere mit Blick auf das Saarland gibt es herausragende Bauwerke, deren Erhalt wegen der Finanznot des Landes ebenso ungewiss ist wie Konzepte für eine sinnvolle Nutzung, damit verbunden die Gefahr des Verlustes herausragender Zeugnisse der Geschichte.

Der Pingusson-Bau in Saarbrücken - der Überrest der Autonomiezeit



Foto: Stadtarchiv Saarbrücken, Nachlass Fritz Mittelstaedt.

Der Pingusson-Bau ist der einzige sichtbare Überrest der Autonomiezeit in Saarbrücken. Als Autonomiezeit bezeichnet man die Jahre von 1947 bis 1955. Sie steht für die Zeit der Abtrennung des Saarlandes vom ehemaligen Deutschen Reich nach der Befreiung von der NS-Diktatur (8. Mai 1945). Das Saarland war über eine Wirtschafts- und Währungsunion eng mit Frankreich verbunden, in der Verfassung von 1947 war dies verankert worden. Auch kulturell bildete Frankreich einen Mittelpunkt, die französische Sprache wurde sogar in den Grundschulen unterrichtet. Weite Teile der saarländischen Politiker waren Gegner des Nationalsozialismus, die von den Nazis verfolgt wurden und, um ihr Leben zu schützen, emigrierten viele in den 1930er Jahren nach Frankreich. Die Freundschaft zu Frankreich war ihnen wichtig, auch als Lehre aus der Geschichte, die Saar sollte eine Brücke zwischen den früheren Erbfeinden sein und zur europäischen Einigung beitragen. So positiv diese Ziele rückblickend erscheinen, so wenig gelang es den Akteuren ihre Ziele erfolgreich zu erreichen, auch das trug dazu bei, dass die Bevölkerung am 23. Oktober 1955 den politischen Sonderweg in einer Volksabstimmung ablehnte.

Das nach Plänen des französischen Architekten Georges Henri Pingusson zwischen 1952 und 1954 errichtete Gebäude diente zunächst als Sitz der französischen Botschaft im Saarland. Es war ein Symbol französischer Staatsmacht und repräsentierte Frankreich im Saarland. Die mit der Umsetzung des Baues beauftragten Architekten und Künstler kamen zu weiten Teilen aus dem französischen Widerstand gegen die Nazis wie auch Gilbert Grandval, der höchste Repräsentant Frankreichs im Saarland.

Nach dem Ende des politischen Sonderwegs (1957 wird das Saarland Bundesland) wurde das Gebäude ab 1960 von der saarländischen Landesregierung genutzt. Das Kultus- beziehungsweise Bildungsministerium war hier bis vor ein paar Jahren untergebracht.

Als das Gebäude geplant wurde, war es Teil einer umfassenden neuen Stadtplanung für Saarbrücken, die allerdings nicht realisiert werden sollte. Bei seiner Fertigstellung dachte niemand an die 1964 daran vorbeiführende Stadtautobahn und die später hier errichtete Westspange.

Über die Jahrzehnte hat die Bausubstanz gelitten und die Frage, wie das finanzschwache Bundesland Saarland mit diesem Gebäude umgeht, sorgt für kontroverse Diskussionen. Seine Erhaltung wird Millionen kosten, auf der anderen Seite ist es ein beeindruckender Überrest der besonderen saarländischen Geschichte zwischen Deutschland und Frankreich und Ausdruck

unserer europäischen Kultur. Das Gebäude ist kunst- und architekturgeschichtlich herausragend. Äußerlich ist das auf den ersten Blick gar nicht so erkennbar, spätestens aber, wenn man das Innere des Gebäudes erkundet und seine Geschichte kennt.





Die gesamte Wirkung des Gebäudes hat sich durch den Bau der Stadtautobahn und der Westspange nachhaltig verändert. Diese Aufnahme entstand Ende der 1950er Jahre. Stadtarchiv Saarbrücken, Stadtamt 67, Nr. 1218.

Literatur:

Die Französische Botschaft im Saarland. L'ambassade de France en Sarre. Georges Henri Pingusson, hrsg. Vom Deutschen Werkbund Saar in Zusammenarbeit mit dem Institut für Aktuelle Kunst, Saarlouis 2019.

Einführung in die Zeit: <https://www.saar-nostalgie.de/Geschichte.htm>

Experte:

Dr. Axel Böcker, Weltkulturerbe Völklinger Hütte.

An Grenzen – Zukunft ungewiss: Der Sender Europe 1 **Eine atemberaubende französische Sendehalle auf saarländischem Boden aus** **der Zeit der autonomen Saarregierung (1947-1955)**



Sender Europe 1 © Alexander M. Groß, Saarbrücken /resonanzen.eu

Die großartige Sendehalle Europe 1 in Berus bei Saarlouis, errichtet 1954/55, zeigt die Verbindung von damals modernster Radiotechnik mit avantgardistischer Architektur.

Die Sendeanlage Europe 1 ist ein außergewöhnliches Denkmal in vielerlei Hinsicht.

Die Anlage steht im Kontext der bereits beim Pingusson-Bau erwähnten Autonomie-Zeit des Saarlandes. Mit dem Sender Europe 1 entstand im autonomen Saarland der erste private Radiosender, der in ganz Europa empfangen werden konnte.

Die deutsch-französische Grenze liegt nur rund 700 m entfernt. Die Gebäude und Sendemasten befinden sich im Saarland - ihre Zweckbestimmung ist jedoch das Senden eines kommerziellen französischsprachigen Radioprogramms.

Der Umstand, dass der Sender diesseits der Grenze liegt, war Grundvoraussetzung zum Bau. Ein privates Konsortium – geleitet von den Medienunternehmen Charles Michelson und Louis Merlin – war angetreten, neben Radio Monte Carlo und Radio Luxemburg ein drittes kommerzielles Radioprogramm für Frankreich zu etablieren. Das für das Selbstverständnis des französischen Staates wichtige Rundfunkmonopol wurde dabei unterlaufen, in dem man mit der Regierung des autonomen Saarstaates verhandelte (wobei kaum vorzustellen ist, dass so ein wichtiges Unterfangen ohne die Zustimmung von Gilbert Grandval als erstem Repräsentant Frankreichs an der Saar geschehen ist).

Neben dem Radioprogramm sollte von einem eigens eingerichteten Sendeturm aus Beton auch ein Fernsehprogramm ausgestrahlt werden. Telesaar wurde in Studios in der Richard-Wagner-Straße in Saarbrücken produziert und sendete lediglich mit einem schwachen Sender vom Schanzenbergturm aus. Als nun das ohnehin nur schwache Signal auch noch durch das Fernsehprogramm des Saarländischen Rundfunks gestört wurde, ging man bei der Europäischen Radio- und Fernseh-GmbH – der Eigentümerin von Telesaar und den Sendeanlagen des Europe 1 – zum Gegenangriff über und sendete – ohne für die Bundesrepublik gültige Lizenz vom Felsberg aus. Nach wenigen Tagen wurde dies durch Weisung des Bundespostministers Richard Stücklen unterbunden und so blieb das Fernsehen bei Europe 1 lediglich Episode, wenn auch eine, die die Situation des Saarlandes nach dem Volksentscheid von 1955 schlaglichtartig verdeutlicht.

Vielleicht liegt in der Planung auch von Studios zur Fernsehproduktion am Standort Felsberg eine mögliche Erklärung dafür, warum zur Aufnahme der Langwellensender, die das Radioprogramm von Europe 1 nach Frankreich sendeten, in einer atemberaubenden Sendehalle untergebracht wurden, deren repräsentative Wirkung für eine technische Anlage mehr als ungewöhnlich ist.

Architekt Jean-François Guédy und Tragwerksplaner Bernard Laffaille gingen dabei an die Grenzen des damals technisch Möglichen, in dem sie eine Halle mit einem Schalendach aus vorgespanntem Beton entwarfen, das lediglich an drei Punkten aufliegt und ansonsten freitragend ist. Die ursprünglichen Berechnungen waren jedoch zu kühn, das Material des nur wenige Zentimeter starken Betonschalendachs war nicht flexibel genug, um die nach dem Ausschalen anfallenden Spannungen aufzunehmen. Im September 1954 brach das Dach zusammen, eine Katastrophe, die auch für den Architekten Guédy

tragisch war – er nahm sich daraufhin das Leben. Auch der federführende Bauingenieur Bernard Laffaille verstarb 1955 im Alter von 55 Jahren.

Mit der Behebung des Schadens wurde der Bauingenieur Eugène Freyssinet beauftragt, der das statische System der Halle so weiterentwickeln sollte, dass die Standsicherheit gewährleistet werden konnte. Dies gelang dem Altmeister des französischen Ingenieurbaus und Erfinder des vorgespannten Betons, indem er mit zusätzlichen Zugbändern den Ringanker aus Beton an den zentralen Auflagerpunkt rückverankern ließ. Durch diese Verstärkung konnte die Halle mit einjähriger Verspätung im Jahre 1955 fertig gestellt werden. Den Sendebetrieb hatte man bis dahin von provisorischen Baracken aus durchgeführt.

Doch nicht nur die Halle, die schon beim Bau von internationalem Interesse war, ist von besonderer Bedeutung. Auch die vorhandenen Sendeanlagen, die aus den sechziger, siebziger und neunziger Jahren stammen, stellen ein bemerkenswertes Ensemble von technisch außergewöhnlichen Sende-Aggregaten dar. Neben historischen Glasröhrensendern, sind auch modernere Anlagen auf Keramikröhren zu sehen. Weiter sind auch Büros und Werkstätten, eine kleine Kantine und Nebenräume seit dem Bau des Senders weitgehend unverändert erhalten.

Ein Besuch bei Europe 1 gewinnt den Charakter einer Zeitreise in die Nachkriegszeit. Mehr als eine Filmkulisse ist die Sendeanlage geeignet, die Zeitgeschichte außerordentlich anschaulich zu vermitteln. Anders als die wenigen weltweit etwa zeitgleich errichteten Vergleichsbauten – Sporthalle Raleigh (1953), Schwarzwaldhalle Karlsruhe (1954), Kongresshalle Berlin (1957), Feierabendhaus Knapsack (1957), Sporthalle Bratislava (1958) – war dieses herausragende Denkmal bislang einem größeren Publikum nicht zugänglich.

Nach der Stilllegung der Sender in der historischen Sendeanlage ist die Zukunft von Europe 1 am Felsberg heute ungewiss. Ein Monument von europäischem Rang mit buchstäblich grenzüberschreitender Ausstrahlung wartet auf eine neue tragfähige Aufgabe für die Zukunft.

Literatur:

Gerhild Krebs, *Europe 1*, aus: Rainer Hudemann (Hg.), *Stätten grenzüberschreitender Erinnerung – Spuren der Vernetzung des Saar-Lor-Lux-Raumes im 19. und 20. Jahrhundert. Lieux de la mémoire transfrontalière – Traces et réseaux dans l'espace Sarre-Lor-Lux aux 19e et 20e siècles, Saarbrücken* ³ 2009.

http://www.memotransfront.uni-saarland.de/europe_1.shtml

Andreas Fickers, *Die Anfänge des kommerziellen Rundfunks im Saarland. Die Geschichte der Saarländischen Fernseh AG (Tele-Saar und Europe No. 1)*, in: Clemens Zimmermann u.a. (Hrsg.), *Medienlandschaft Saar: von 1945 bis in die Gegenwart. Bd. 1 Medien zwischen Demokratisierung und Kontrolle (1945-1955)*, München 2010, S. 241-308.

Einführung in die Zeit: <https://www.saar-nostalgie.de/Geschichte.htm>

Experten:

Dr. Rupert Schreiber, Landesdenkmalamt.

Dr. Axel Böcker, Weltkulturerbe Völklinger Hütte.

Häuser erzählen Geschichte - Schloss Halberg in Saarbrücken



Foto: Klaus Winkler, Stadtarchiv Saarbrücken, VL Winkler, Nr. 67.

Häuser erzählen Geschichte, dies trifft insbesondere auf Schlösser zu wie beispielsweise Schloss Halberg. Heute residiert der Saarländische Rundfunk auf dem Halberg. Der Intendant des SR arbeitet in einem neogotischen Schloss. Errichtet hatte es zwischen 1877 und 1880 der einflussreiche saarländische Stahlbaron Carl Ferdinand von Stumm. Ihm gehörten unter anderem das Neunkircher Eisenswerk und zeitweise auch die Halberger Hütte in Brebach und die Dillinger Hütte. Er war über viele Jahre Mitglied des Reichstages und galt zu seiner Zeit als der wohl mächtigste Mann an der Saar.

Wie viele Industrielle seiner Zeit lebte er hier wie früher die Adligen in ihren Schlössern oder prächtigen Unternehmervillen.

Nach Stumms Tod im Jahr 1901 ging das Schloss in den Besitz seiner Erben über, unter anderem die Witwe Ida Charlotte Böcking (1839-1918). In den folgenden Jahren fiel die Anlage dann an den Landkreis Saarbrücken, 1939 zog der Großdeutsche Rundfunk hier ein. Im Zweiten Weltkrieg diente Schloss

Halberg bis zum Kriegsende im Jahr 1945 militärischen Zwecken. In den Jahren 1948 bis 1952 residierte der französische Militärgouverneur beziehungsweise Hohe Kommissar Gilbert Grandval in diesem Anwesen. Im Jahr 1952 löste die französische Zollverwaltung Grandval als Hausherrn ab. In dieser Zeit wurden massive Eingriffe in den historistischen Gebäudekomplex getätigt. Grandval ließ sich ein Schwimmbad bauen. Zu feierlichen Anlässen wie dem 14. Juli, dem französischen Nationalfeiertag, empfing er hier die saarländische Öffentlichkeit.

Das Gebäude wurde durch einen Brand 1958 stark geschädigt. Im Jahr 1959 erwarb der Saarländische Rundfunk das Schloss. Bis zum Jahr 1969 entstanden zahlreiche Neubauten im Pavillonstil für die Sendeanlagen des Funkhauses Halberg.

Bereits im 18. Jahrhundert war der Halberg von Fürst Ludwig von Nassau-Saarbrücken ausgewählt worden, er hatte hier ein kleines Lustschloss mit dem Namen „Montplaisir“ errichten lassen. 1793 war es im Zuge der Französischen Revolution zerstört worden.

Literatur:

Ingrid Berndt, Halberg history tour. 4., aktualisierte Auflage, Saarbrücken 2011.

Hans Bünte u. a., Geschichte und Geschichten des Senders an der Saar. 50 Jahre Saarländischer Rundfunk, hrsg. von Axel Buchholz und Fritz Raff, Freiburg 2007.

Hans Bünte, Ein Schloss für den Hüttenkönig. Wie der Unternehmer Stumm den Halberg kaufte, in: OPUS, Kulturmagazin Saarland, Rheinland-Pfalz, Lothringen, Luxembourg, Rhein-Main, Rhein-Neckar, Nr. 46 (2014), S. 102 f.

Paul Burgard, Die Schlösser des Monsieur Grandval. Teil 1: Die Metamorphosen des Halbergs, in: Saargeschichten 4. Jahrgang 2016, Heft 45, S. 20-35.

Vereinigung Ludwigskirche zum Schutze saarländischer Kulturdenkmäler e. V. (Hrsg.), Martina Conrad, Schloss Halberg (= Saarländische Baudenkmäler, Band 2.), Saarbrücken 1985.

Marlen Dittmann, Wenn Denkmalschützer über eine Loggia streiten. Zum Umbau des Schlosses Halberg in Saarbrücken, in: Saarbrücker Zeitung, Nr. 129 vom 5./6. Juni 1993, S. 31.

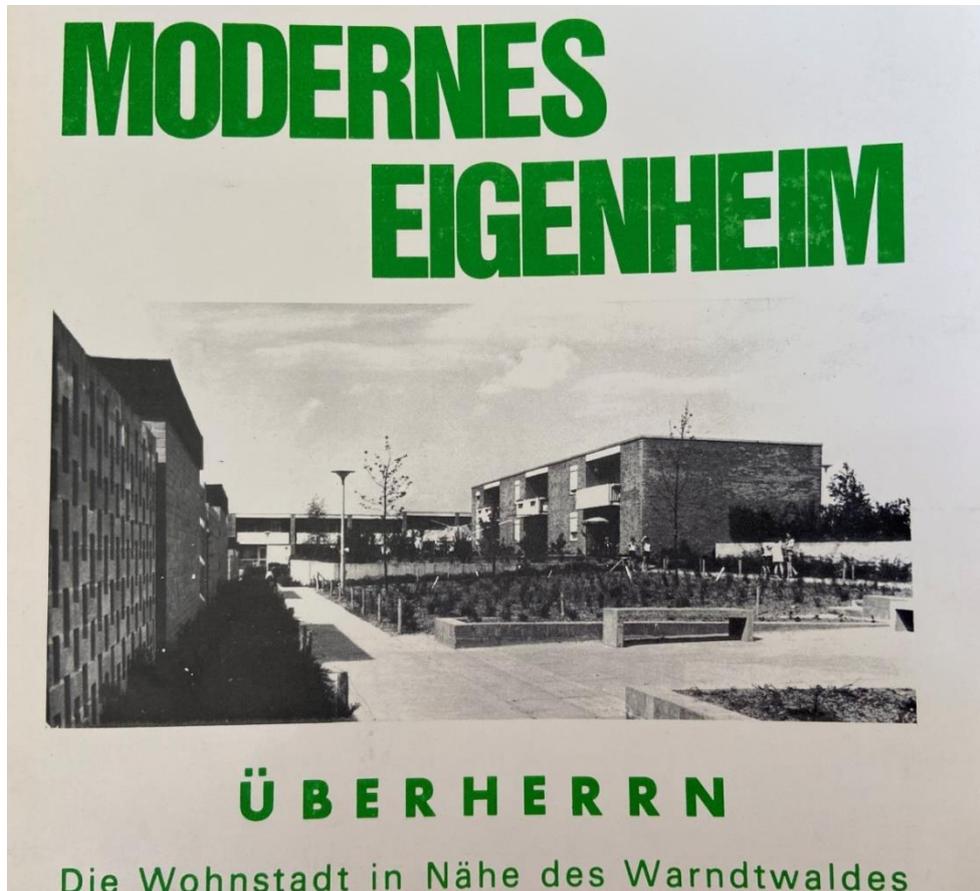
J. A. Schmitt, Christof Trepesch, Die Gartenanlage auf dem Halberg im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Die Gartenkunst in Saarbrücken. Katalog zur Ausstellung in der Alten Sammlung des Saarlandmuseums 20. Juni -29. August 1999, Worms 1999.

Experten und Quellen:

Dr. Paul Burgard, Landesarchiv Saarbrücken.

Weiterer Hinweis: Schloss Halberg steht auch für das Thema großbürgerlicher Wohnkultur im 19. und 20. Jahrhundert. So entstanden im Zuge der Industrialisierung eine Vielzahl von Unternehmervillen, die Selbstverständnis und Machtanspruch der Industriellen (Kokereien, Glasindustrie, Eisenhütten) und Großkaufleute vermitteln. Einen Überblick dazu bietet die umfangreiche Publikation: Miriam Bilke-Perkams, Saarländische Unternehmervillen zwischen 1830 und 1914 – unter besonderer Betrachtung der Region des Saarkohlenwaldes, Saarbrücken 2013.

**Wohnstadt Überherrn - Hirngespinnst oder Ausdruck eines neuen Zeitgeistes?
Die erste (und einzige) Stadt im Saarland, die auf dem Reißbrett entworfen
wurde**



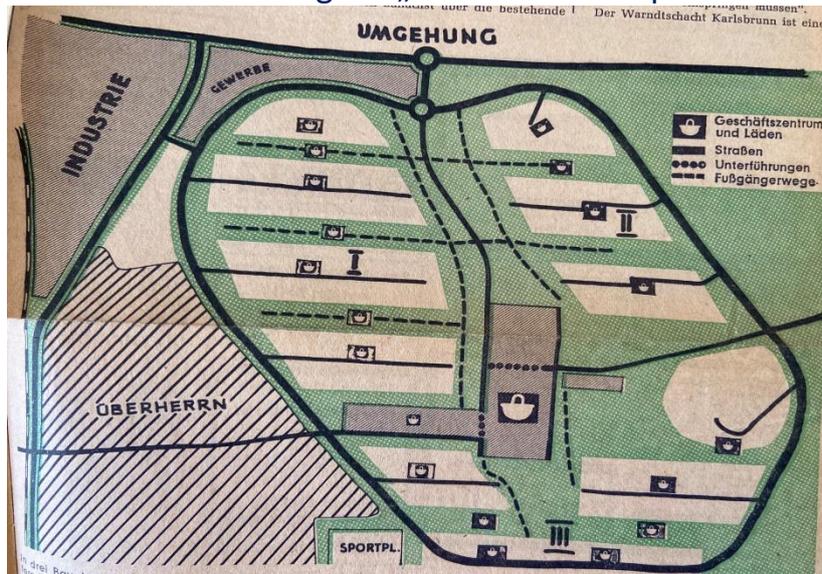
Broschüre zur Vermarktung der Wohnhäuser (in: Stadtarchiv Saarbrücken, Dep SZ 3962).

Überherrn, ein kleiner vom Bergbau geprägter Ort im Warndt, zählte im Jahr 1959 rund 3200 Einwohner. Innerhalb der nächsten zehn Jahre sollte die Einwohnerzahl auf weit über 20000 anwachsen. So war jedenfalls der Plan der Kommunal- und Bundespolitik.

Die „Wohnstadt“ im Warndt ist heute der jüngste Ortsteil der Gemeinde Überherrn. Ursprünglich sollten hier 20.000 Menschen wohnen und in der im Bau befindlichen Großschachtanlage Warndt arbeiten. Waren im Zuge des von der Bundesregierung aufgelegten Demonstrativbauprogramms auf dem Saarbrücker Eschberg beispielsweise 2000 Wohnungen geplant, sollten hier in Überherrn 5000 Wohnungen entstehen und somit auf 270 Hektar Fläche quasi eine neue Kleinstadt mit aller notwendigen Infrastruktur, vielfältigen

Grünflächen, Einkaufsmöglichkeiten, Kindergärten, Schulen, Sportplätzen, kulturellen und kommunalen Einrichtungen, entwickelt auf dem Reißbrett. Vollständig verwirklicht wurde die Idee jedoch nicht. Die Kohlekrise tat ihr Übriges.

1959 lobte das Bauministerium einen Städtebauwettbewerb aus. Der bekannte Städteplaner Gerhard Dittrich aus Nürnberg und zwei junge saarländische Architekten, Dr. Karl Hanus aus Saarlouis und Hanns Schönecker aus St. Ingbert, erhielten den Auftrag die „Neue Stadt“ zu planen.



SZ 26. November 1960.

Die Häuser und Wohnungen liegen an grünen Wegen, die von den Autostraßen getrennt wurden. An einigen wenigen Stellen wurden „Sammelgaragen“ konzentriert errichtet.

Im ersten Bauabschnitt entstanden rund 600 Wohnungen in Eigenheimen. Die ersten Familien zogen 1965 ein. Die Schule, die bereits vor den meisten Häusern fertig geworden war, wurde mit Beginn des Schuljahres 1966 Anfang April ihrer Bestimmung übergeben. Zum Jahreswechsel 1966/67 zählte die Wohnstadt 1312 Einwohner, ein Jahr später waren es schon über 2000 und im Juni 1971 sogar 2333. Im Dezember 2010 waren es noch 2131 Einwohner. Von der Zahl 20000 war und ist man also weit entfernt.

Ein Mitbestimmungsrecht bei der Gestaltung der Wohnhäuser hatten die neuen Eigentümer nicht. Individuelle Gestaltung war ausgeschlossen. Alles war genormt bis hin zum Drehschalter für den Backofen in der Küche. „Wo im Minirasen die Wäschespinnne steht – auch sie wird mitgeliefert, damit niemand Drähte zieht – ist auf dem Plan angegeben. Wo Kinder spielen dürfen und wo alte Menschen sitzen können, ist in dem eingepflanzten „Öffentlichen Grün“, das die Wohnstadt durchzieht, genau vorgeschrieben.

Alle Wohn-, Erholungs- oder Arbeitsfunktionen innerhalb der Stadtteile, sie heißen hier „Nachbarschaften“, sind vorgeplant“, weiß die Saarbrücker Zeitung (SZ) am 31. Juli 1968 zu berichten. Und weiter heißt es: „Die bisherige Erfahrung hat gezeigt, dass die Einwohner entsprechend der Planung funktionieren. Nach anfänglichen Schwierigkeiten haben sich alle in die jeweiligen Kategorien eingeordnet, und es entsteht langsam ein Gemeinwesen.“

Die Wohnstadt war eine junge Stadt. Das Durchschnittsalter der Bauherren lag zwischen 30 und 35 Jahren, durchschnittlich hatte eine Familie 3,3 Kinder. Das durchschnittliche Familieneinkommen lag zwischen 700 und 900 DM netto im Monat.

Wie sieht das Leben in der Wohnstadt Überherrn rund 60 Jahre später aus? Ist das Experiment gelungen? Wie funktioniert das Leben heute, was ist von der ursprünglichen Idee geblieben?

Literatur:

Verkaufsprospekt der Allgemeinen Baugenossenschaft Völklingen 1904 eGmbH, o. O., o. J. (um 1964).

Überherrn. Ein Demonstrativbauvorhaben des Bundesministers für Wohnungswesen Städtebau und Raumordnung, 1965, (einsehbar im Stadtarchiv Saarbrücken, Signatur: Bibliothek, Lde Überherrn).

Quellen:

Stadtarchiv Saarbrücken: Dep SZ 3962 (Zeitungsausschnittsammlung zur Wohnstadt Überherrn).

Leerstehende Funktionsgebäude und Industrieanlagen und ihre mögliche Nutzung

Viele Themen sind dazu denkbar, dazu vor Ort umschauen, zum Beispiel ist hier an ehemalige Kasernen zu denken. Wo einst Soldaten marschierten, leben heute Familien, zum Beispiel in Saarbrücken St. Arnual auf dem Gelände der ehemaligen Artilleriekaserne oder das Wohnen in den alten Kasernengebäuden auf dem Wackenberg.

Ein Fördermaschinenhaus als Eigenheim - ein Zuhause mit industriellem Charme in Göttelborn



So wohnt sicher sonst niemand im Saarland: Blick vom Balkon auf das Gelände der ehemaligen Grube Göttelborn, Foto: Iris Maurer.

Vor der Stilllegung im Jahr 2000 war die Grube Göttelborn eines der größten Bergwerke in Europa. Was bleibt ist eine beeindruckende Industriekultur. Im Zentrum der Anlage steht der Förderturm von Schacht IV, das höchste Fördergerüst in Europa.

Weithin sichtbar bestimmt der weiße Förderturm die Landschaft rund um die Göttelborner Höhe.

Was uns interessiert, ist indes das Maschinenhaus, 1959 fertiggestellt.

Im Gegensatz zu den anderen Gebäuden befindet es sich in einem sehr guten

Zustand. Es ist sauber, die Fensterscheiben sind vollständig und nicht verdrahtet. Im Gegensatz zu den anderen Gebäuden hat es eine neue Nutzung gefunden. Das unter Denkmalschutz stehende Gebäude fand einen privaten Käufer. Dieser baute es sich als Wohnhaus um.

Wie fühlt es sich an, in einem ehemaligen Industriegebäude auf einem Grubengelände zu wohnen?

Welches waren die Herausforderungen beim Umbau?

Was meinten die Vertreter der Denkmalpflege dazu?

Literatur:

Nicole Baronsky-Ottmann, Ein Fördermaschinenhaus als Eigenheim, in: Saarbrücker Zeitung vom 22. Juni 2022, C 6 Kultur.

Das Forsthaus Pfaffenkopf



Forsthaus Neuhaus, Foto: Michael Jurich, Stadtarchiv Saarbrücken.

Unmittelbar an der nördlichen Grenze Burbachs zu Altenkessel - im einst ausgedehnten königlichen Wald des Burbachtals - liegt das Forsthaus Pfaffenkopf. **Es ist eins der wenigen erhalten gebliebenen Torhäuschen, die diesen Forst ehemals umgaben.**

Seit dem Mittelalter war die Nutzung des Waldes generell allein der Herrschaft vorbehalten. Für das Volk, die Untertanen, war er ein „warnet wald“, ein verbotener Wald. So umgab ihn seit dem 18. Jahrhundert, um Wild und Wald vor Dieben zu schützen, ein Gatter mit mehreren „Torhäuschen“ an den Eingängen. An diesen wurde streng kontrolliert, wer den Wald betrat, und beobachtet, was man in diesem tat.

Eines **dieser insgesamt 20 Torhäuschen war das Torhaus am Pfaffenkopf.** Es wurde um 1727 errichtet und einige Jahre später vermutlich von Friedrich Joachim Stengel, dem Saarbrücker Hofbaumeister, erweitert. **Neben der Einlasskontrolle diente es fortan jeweils dem fürstlichen Forstbeamten als Wohnhaus.**

Die eingezäunten Waldungen waren reich an Hirschen, Rehen und Wildschweinen und es ist bekannt, dass die beiden Saarbrücker Fürsten die Jagd hier liebten, vor allem Fürst Ludwig. Die Einnahmen aus der rege betriebenen Forstwirtschaft steigerten das fürstliche Einkommen enorm. Fürst Ludwig sollen sie zur Abtragung der Schulden gedient haben, die sein Vater Wilhelm Heinrich ihm in hohem Maße hinterlassen hatte. Die Untertanen indes litten arg unter den Frondiensten, die sie im Wald zu leisten hatten. Im Zuge der Französischen Revolution, die die Auflösung des Saarbrücker Fürstentums zur Folge hatte und den Untertanen manche Erleichterung brachte, wurde der Wald für die Bürger wieder frei zugänglich. Seine Nutzung hingegen blieb in staatlicher Hand.

Mit der politischen Angliederung der Saarregion an Preußen im Jahr 1815 wurde das Forsthaus der preußischen Staatsforstverwaltung unterstellt und blieb bis 1972 Sitz des jeweiligen Revierförsters. 1823 wurde ein kleiner Anbau angefügt und 1842 ein weiteres Ökonomiegebäude errichtet. **Neben dem Förster wohnten jetzt auch die jeweiligen Holzhauerfamilien in unmittelbarer Nachbarschaft.**

Als man in den 1920er Jahren den Erholungswert des stadtnahen Waldes für die schwer arbeitende Bevölkerung der umliegenden Berg-, Hütten- und Eisenbahnersiedlungen erkannte, entwickelte sich das Forsthaus zu einem beliebten Ausflugsziel. Hier genossen die Burbacherinnen und Burbacher neben guter Luft frisches Quellwasser, frische Milch und eine Kässchmier. Von 1928 bis 1934 führte der Caritasverein Altenkessel dort zahlreiche **Ferienerholungen für Kinder** durch. Regelmäßig fanden gut besuchte Waldfeste statt. Während des Krieges, so heißt es, verkaufte die Frau des Försters frisches Obst, Milch und Eier und die Burbacherinnen sollen den weiten Einkaufsweg zum Forsthaus hinauf nicht gescheut haben.

1972 wurde das Forstgehöft dann aufgelöst und die Flächen den Förstereien Püttlingen und Riegelsberg zugeschlagen. Einige Jahre noch nutzte die Arbeiterwohlfahrt das Haus zur **Waldwanderholung für Kinder und ältere Menschen**. Danach drohte dem Forsthaus der Verfall.

1983 wurde der eingeschossige Putzbau mit seinem typisch barocken Mansardwalmdach **von Privatleuten erworben und zusammen mit dem benachbarten Holzhaus und dem einstigen Waldarbeiter-Schlafhaus als Ensemble denkmalgerecht saniert. Seitdem wohnt die Familie hier.**

Literatur:

Ruth Bauer, Ein fürstliches Torhaus mitten im Wald, in: Hans-Christian Herrmann und Ruth Bauer, Burbacher Gold. Kohle, Stahl und Eisenbahn. Ein

Stück Saarbrücker Stadtgeschichte, Marpingen 2019, S.24.

Jörn Wallacher, Der königliche Wald und das Forsthaus Pfaffenkopf, in: Arnold Bauer (Hrsg.), Ortschronik Altenkessel 1995, S. 19-37.

Experte: Jörn Wallacher, Eigentümer und Bewohner Forsthaus Neuhaus.